

Peter Cornelius Mayer-Tasch

Metapolitik als zivilisatorischer Ausweg?

Sammelbesprechung

Besprochene Bücher:

- Reiner KLINGHOLZ, *Sklaven des Wachstums. Die Geschichte einer Befreiung*, Frankfurt/Main: Campus, 2014, 348 S., 24,99 €
- Niko PAECH, *Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie*, 7. Aufl., München: Oekom, 2014, 160 S., 14,95 €
- Robert & Edward SKIDELSKY, *Wieviel ist genug? Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens*, München: Kunstmann, 2013, 318 S., 19,95 €
- Greta TAUBERT, *Apokalypse jetzt! Wie ich mich auf eine neue Gesellschaft vorbereite. Ein Selbstversuch*, Köln: Eichborn, 2. Aufl. 2014, 288 S., 16,99 €

Die im Folgenden angezeigten und kommentierten Schriften könnte man durchweg als tendenziell metapolitisch apostrophieren. Gemeinsam nämlich ist Ihnen die Überzeugung, dass die Lösung der existentiellen Hauptprobleme unsere heutigen Zivilisation – Armut, Unterdrückung und Umweltzerstörung samt deren verhängnisvollen Implikationen und Konsequenzen – nicht (oder höchstens in marginalem Umfang) von der offiziellen Politik erwartet werden kann. Eine Überzeugung dies, die in eklatantem Gegensatz zu der üblichen Selbst- und Fremdwahrnehmung der politischen Entscheidungs- und Hoffnungsträger sowie auch der Aufmerksamkeit steht, die sie in den Medien und der sonstigen Öffentlichkeit genießen. Auch der Gemeinplatz, dass die Reichweite der Politik deshalb begrenzt sei, weil sie von den Krakenarmen »der Wirtschaft« geherzt und gedrückt werde, greift aus der Sicht (nicht nur) der hier vorgestellten Autoren zu kurz. Ohne den anthropologischen Grundbefund eines unstillbaren menschlichen Hungers nach ständiger Ausdehnung der eigenen – nicht zuletzt materiellen – Entfaltungssphäre würde auch das ihr zweifellos zukommende Einfluss- und Erpressungspotential fehlen.

Die gängige Münze für das sich auf »die« Wirtschaft konzentrierende, vorwiegend materiell definierte Erfolgs- und Glücksverlangen ist das Wirtschaftswachstum. Weltweit bemisst sich heute wirtschaftlicher und politischer Erfolg danach, inwieweit es erreicht oder verfehlt wird. Dass die Menschen unserer Zivilisation insoweit zu »Sklaven des Wachstums« geworden sind, belegt Reiner Klingholz, der Leiter des »Berlin-Institut(s) für Bevölkerung und Entwicklung« in seinem gleichnamigen Buch auf eindrucksvolle Weise. Die Thesen des Buches sind mit einer fast verwirrenden Fülle an aktuellem Datenmaterial unterlegt. Als Demographie-Experte kann Klingholz insoweit aus dem Vollen schöpfen. Obwohl dieser Vorzug streckenweise auf Kosten der leichten Lesbar-

keit geht, ist die Botschaft des Autors unmissverständlich und wahrscheinlich auch unwiderlegbar: Im Gegensatz zu dem hohen Stellenwert, den das Wachstum als Objekt der Begierde in allen wirtschaftlichen und politischen Diskussionen einnimmt, stellt es vorderhand das Hauptproblem unserer Menschheitsstunde dar, und nicht seine Lösung. Das Dilemma des – sich nach und nach weltweit ausdehnenden – »westlichen« Lebens- und Bewegungsstils ist, dass das seit dem Ende des 2. Weltkriegs rasant angestiegene Bevölkerungs- und (in seinem Gefolge auch) Wirtschaftswachstum die ökologische Belastung der irdischen Lebensräume in ebenfalls ständig wachsendem Maße überdehnt. Als Gymnasiast der 50er-Jahre hat sich der Autor dieser Zeilen eine Weltbevölkerungszahl von ca. 2,5 Milliarden eingeprägt. Heute weisen die Demographie-Statistiken eine Bevölkerungszahl von 7,1 Milliarden aus, und einschlägige Hochrechnungen kündigen für die Mitte des 21. Jahrhunderts eine Weltbevölkerung von 9,6 Milliarden an. Dass mit dieser absehbaren Entwicklung dem potentiell grenzenlosen menschlichen Expansionsdrang existentielle Grenzen gesetzt werden, die in mancherlei Hinsicht und in manchen Regionen der Welt schon heute deutlich überschritten wurden, wird von zahllosen naturwissenschaftlichen Untersuchungen stets aufs neue und mit einem unüberhörbaren apellativen *Crescendo* belegt. Ebenso unverkennbar wie das Anwachsen der Warnungen und der Appelle ist jedoch deren Verdrängung im »operativen« (sozial-, wirtschafts- und finanz-)politischen Geschäft. Da aus heute in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft vorherrschender Sicht die Stabilität des gesamten Gesellschaftssystems der hochentwickelten wie der in der Entwicklung hinterherhinkenden Länder der Zweiten und Dritten Welt ohne die Wachstumsdroge (und daher auch ohne sich unaufhörlich vermehrende Geld- und Umweltschulden) nicht auskommen kann, sieht Klingholz keine realistische Möglichkeit, aus dem tendenziell nekrophilen Hamsterrad unseres heutigen sozioökonomischen und soziopolitischen Bewegungsstils auszusteigen.

Dass aus diesem Blickwinkel auch angeblich »grünes« Wachstum und technologischer Umweltschutz als paramythologische Alibi-Mythen entlarvt werden, versteht sich. Nicht alle Leser werden sich jedenfalls über die Feststellung freuen, dass auch »die grüne Effizienzkultur Kapitalismus in Reinkultur« (S. 305) sei. Selbst die gegenwärtig so heiß umsorgte »Energiewende« bedeutet insoweit keine Ausnahme von der Regel, da sie zunächst einmal für weiteren Energie-, Rohstoff- und Flächenverbrauch sorgt und später mittels des zu erwartenden *Rebound*-Effektes (Nutzung der finanziellen und ökologischen Einsparungen für weitere Expansionen) den Wachstumszug nur umso zuverlässiger am Laufen hält. All dies wird von Klingholz scharfäugig beschrieben und materialreich belegt.

Angesichts der von einer zeitkritischen Bewusstseinselite seit mehr als einem Jahrhundert vorausgesehenen, von einer wissenschaftlichen Avantgarde seit den 60er und 70er-Jahren des letzten Jahrhunderts angekündigten und heute immer deutlichere Konturen annehmenden zivilisatorischen *Anabasis* setzt der Demographie-Experte Klingholz seine Hoffnungen just auf *das* Phänomen, das die Menschheit (wenn auch im Verein mit anderen Faktoren) in die heutige Krise geführt hat – auf die künftige Bevölkerungsentwicklung nämlich. Nur von ihr sei letztendlich und realistischerweise der Exodus aus der – heute noch mit den biblischen Fleischtöpfen Ägyptens lockenden –

Wachstumssklaverei zu erwarten. Im Hinblick auf die Tatsache, dass bereits heute in 80 (vorwiegend, jedoch nicht ausschließlich) hochentwickelten Ländern die demographische Reproduktionsrate unter das Selbsterhaltungsniveau gesunken ist (das in Ländern mit niedriger Kindersterblichkeit bei 2,1 und in Ländern mit hoher Kindersterblichkeit bei 2,2 Nachkommen pro Paar liegt) und bei wachstumsbedingt steigendem Wohlstand und Bildungsstandard die Reproduktionsrate auch in den heute noch wenig entwickelten Ländern drastisch sinken wird (wofür es schon heute zahlreiche Belege gibt) rechnet Klingholz mit einem quasi natürlichen Ende des Bevölkerungswachstums und einem damit zwangsläufig verbundenen Ende des – in den hochentwickelten Ländern heute schon niedrigen – weiteren Wirtschaftswachstums bis zum Ende des 21. Jahrhunderts. Und dies ganz ohne Zutun der – sich gegen diese Entwicklung mancherorts sträubenden, sie mancherorts fördernden, in ihrer Wirkkraft jedoch völlig überschätzten – Politik. Klingholz scheut sich nicht, in diesem Zusammenhang sogar auf James Lovelocks anmutige, aber naturwissenschaftlich anfechtbare Gaia-Theorie – die Hypostasierung eines sich selbst regulierenden Erd-Organismus also – zu verweisen, der sich auf diese Weise selbst zu schützen wisse. Das demographisch-ökonomische Paradoxon, dass sich Bildung und Wohlstand hemmend auf das Bevölkerungswachstum auswirken, schlüpft so unversehens in die Rolle eines natur- und menschheitserhaltenden *Katechon*.

Der ihrer Würde als Hauptakteur entkleideten Politik weist Klingholz immerhin noch eine Nebenrolle zu. Wenn den Politikern schon wegen ihres institutionellen Selbsterhaltungswillens, der es erfordert, den Wähler stets aufs neue mit schulden- und wachstumssteigernden Häppchen zu füttern, nicht oder kaum zuzutrauen sei, mehr als rhetorische »Nachhaltigkeit« zu garantieren, so könnten sie doch nach Überzeugung des insoweit offenbar noch nicht völlig desillusionierten Autors dazu beitragen, die Gesellschaft auf die sich immer lauter ankündigenden Zeiten des Postwachstums vorzubereiten, um so wenigstens die Resilienz des Systems zu fördern. Noch skeptischere Zeitgenossen allerdings werden einwenden können, dass von Politikern auf dem Werbungsweg zur Macht auch keine auf die Zukunftsfähigkeit ihrer Länder gerichtete Blut-Schweiß- und Tränen-Reden à la Churchill zu erwarten sind. Wie immer man dies aber auch sehen mag: Die zeitgerecht »angesagte« Haltung für ebenso aufgeklärte wie aufrechte politische Entscheidungsträger wäre es in der Tat, das Abklingen des Bevölkerungs- und Wirtschaftswachstums in den fortgeschrittenen Ländern zu begrüßen, das heute noch dringend notwendige Wirtschaftswachstum in den armen Ländern auf möglichst umwelt-schonende Weise zu fördern und sich und die eigene Gesellschaft im Übrigen auf die unserer Zivilisation offenbar schicksalhaft aufgegebene Entwicklung vorzubereiten.

An diesem Punkt trifft sich Klingholz mit den englischen Ökonomen und Philosophen Robert und Edward Skidelsky, die den von ihnen erstrebten Weg »vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens« (so der Untertitel des Buches) unter die Titelfrage stellen »Wieviel ist genug?« Im Gegensatz zu den in der Wirtschaftswissenschaft noch immer vorherrschenden Prämissen ist sie für Vater und Sohn Skidelsky – wie übrigens auch für Tomás Sedláček, den Autor der *Ökonomie von Gut und Böse* (2009/2012) – eine »moralische Wissenschaft«. Ihrer Aufgabe kann sie nach Überzeugung der beiden Skidelskys nur gerecht werden, wenn die von ihnen vertretenen Wissenschaften – Robert

ist Ökonomie-, Edward Philosophieprofessor – zusammenarbeiten. Ausgangspunkt jeder wirtschaftswissenschaftlichen Aufgabenstellung sollte daher in ihren Augen die aristotelische Frage nach dem »guten Leben« sein, nicht aber die bloße Hinnahme der dem Menschen im Laufe der Sozial- und Kulturgeschichte immer wieder bestätigten Unerstättlichkeit samt deren Verharmlosung zur quasi selbstverständlichen Grundbefindlichkeit des *Homo oeconomicus*, hinter dessen Gelüsten man sich dann mehr oder weniger neutral zurückziehen kann.

Die Autoren sehen sich mit diesem Anspruch in den Spuren von Keynes, dem Robert Skidelsky ein eigenes Buch (*Die Rückkehr des Meisters. Keynes für das 21. Jahrhundert*) gewidmet hat. Die Ökonomen der Zukunft wollte Keynes auf einer Stufe mit den (bewusst von den Zahnärzten abgegrenzten) *Dentisten* sehen, als Handwerker also, nicht aber als Taktgeber des wirtschaftlichen Geschehens. Deren heutige Vorzugsstellung »an den Höfen der Macht« (S. 121) halten die Skidelskys für deplatziert, da sie mit ihrer vorgeblichen anthropologischen Indifferenz die fatalen Implikationen und Konsequenzen des »faustischen Pakts« (S. 64) begleiten und fördern, dem die heutigen Wohlstandsgesellschaften ihren historisch beispiellosen, jedoch weithin mit unverantwortlichen Geld- und Umweltschulden erkaufte Reichtum verdanken. Auf das, was die Einlösung dieses Paktes für die Menschheit bedeutet, erhalten wir schon heute weltweit einen Vorgeschmack. Wie Klingholz konstatieren auch die Skidelskys, dass alle bisherigen technologischen wie finanz- und umweltpolitischen Versuche, der unerbittlichen Konsequenz dieses Teufelspaktes zu entinnen, dessen Folgerichtigkeit eher verstärkt als abgeschwächt haben und damit zum Ausdruck einer bloßen Alibi-Politik verkommen sind. Die heute weithin materialistisch beantwortete Frage nach den Bedingungen eines »guten Lebens« bemühen sie sich deshalb im Blick auf stark idealistisch akzentuierte »Basisgüter« (wie Gesundheit, Respekt, Persönlichkeitswahrung, Freundschaft, Muße, Harmonie mit der Natur) zu beantworten. Dass auch materielle (Versorgungs-)Sicherheit zu diesen Basisgütern zählt, erwähnen die Autoren durchaus. Zugleich betonen sie aber auch, dass diese materielle Sicherheit nicht alle anderen Basisgüter überlagern dürfe, wenn die Aussicht auf ein gutes Leben nicht zunichte gemacht werden soll. Dass die Autoren – dies ebenfalls im Rückgriff auf Keynes – Einkommenszahlen nennen, die den Anforderungen an eine ausreichende materielle Daseinsvorsorge gerecht werden könnten, erscheint angesichts der Komplexität und Relativität der jeweiligen raumzeitlichen Lebensverhältnisse eher fragwürdig. Das Hauptverdienst des Werkes liegt wohl in der nachdrücklichen Entlarvung der ökonomischen Knappheitsthese als ideologisches Konstrukt, das innerhalb eines zeiträumlichen Koordinatensystems eine gewisse Berechtigung haben mag, angesichts des nicht oder doch nur mühsam begrenzbaren Expansionspotentials des *Homo (non satis) sapiens* als allgemeine Vorgabe für menschliches Wirtschaften jedoch mehr als problematisch ist.

Trotz ähnlicher Einschätzung des Status quo und gleicher Zielrichtung, münden die Gedankenflüsse von Klingholz und den Skidelskys in ganz verschiedenen Wassern. Während die Untersuchungen und Überlegungen von Klingholz in der Erkenntnis ausklingen, dass die sich abzeichnende ökologische Höllenfahrt nicht durch (finanz-, wirtschafts- und umwelt-)politische Steuerungsversuche, sondern nur durch den Druck der

Verhältnisse – d.h. durch den mit zeitlichen und regionalen Phasenverschiebungen zu erwartenden Zusammenbruch des Bevölkerungs- und des Wirtschaftswachstums – ausgebremst werden kann, setzen die Skidelskys auf das Besinnungspotential der (in den Worten Rilkes) »tief aus Gleichgewicht und Maß« gefallenen Spätlinge unserer Zivilisation.

Zusammengeführt werden die Ansätze von Klingholz und den Skidelskys in der vergleichsweise knapp gehaltenen, dafür aber konzis strukturierten und glänzend formulierten Schrift von Niko Paech mit dem Titel *Befreiung vom Überfluss*, die Analyse ist und Appell in einem. Ehe er seinen Weg in die – auch nach seiner Überzeugung dringend erforderliche – Postwachstumsökonomie skizziert, benennt er mit pointierten Formulierungen die Stationen und Triebkräfte der in voller Fahrt befindlichen Anabase. Das Bruttoinlandsprodukt (BIP) wird so zum »Maß der ökologischen Zerstörung«, die Europäische Union zur »ökologisch verheerenden Raumdurchdringung«, und der erworbene Wohlstand zum »Resultat einer gigantischen ökologischen Plünderung«. Wachstum *und* Entlastung der Umwelt zugleich – so auch Paech – seien nun mal nicht zu haben, eine Verbesserung der ökologischen Misere durch Effizienzstrategien ein trickreich ersonnener Mythos, »grüne« Technologie lediglich ein Wachstumsstabilisator, jedes »Greenwashing« daher auch letztendlich zum Scheitern verurteilt. Eine *per se* »nachhaltige« Technologie gebe es ebenso wenig wie »nachhaltige« Produkte. Nachhaltig könnten nur individuelle und kollektive Lebensstile sein. Gelingen könne der dringend erforderliche Weg in eine nachhaltige Postwachstumsgesellschaft daher auch nur, wenn die Summe der individuellen Ökobilanzen sich als nachhaltig erweise. Als Kriterien hierfür biete sich der jährliche zurechenbare individuelle CO₂-Ausstoß (Carbon Footprint) oder der jährlich zurechenbare Flächenbedarf (Ecological Footprint) an. Dass der als Ökonom an der Universität Oldenburg lehrende Paech den Carbon Footprint als Maßstab besonders hervorhebt, könnte mit seiner Protagonistenrolle in der – die Globalisierung bekämpfenden – Attac-Bewegung zusammenhängen, da der Flugverkehr die CO₂-Bilanzen besonders stark belastet. Bei Zugrundelegung des Kant'schen Kategorischen Imperativs als normative Richtschnur und bei dessen Anwendung auf die gesamte heutige Weltbevölkerung könne jedem Erdenbürger – so Paech unter Bezugnahme auf naturwissenschaftliche Quellen – ein jährlicher CO₂-Verbrauch von gerade noch 2,7 t zugebilligt werden. Ein Quantum dies, das bereits mit einem jährlichen Hin- und Rückflug von Deutschland nach New York verbraucht sei und heute im globalem Mittel auch um mehr als das Vierfache überschritten werde.

Derartige Zahlenangaben mögen – je nach Grundannahmen – in hohem Maße anfechtbar und korrekturbedürftig sein. Das ihnen zugrundeliegende globale Verantwortungs- und Gerechtigkeitsethos freilich ist unabweisbar. Billigt man dessen Artikulation mehr als den üblichen Rang einer allfälligen rhetorischen Pflichtübung zu, so lässt sich der von Paech geforderte »Rückbau des maßlos gewordenen Fremdversorgungsniveaus« – d.h. also der Rekurs auf mehr Autarkie und Suffizienz sowie auch die Rückkehr zu mehr Sesshaftigkeit – zunächst eher von den auf hohem Informations- und Versorgungsniveau agierenden und reagierenden Angehörigen der hochentwickelten Länder als von den dieses Niveau noch heiß ersnenden Angehörigen der Entwicklungs- und

Schwellenländer erwarten. Ersteren nämlich werden die Wohlfühl-Grenzen ihres eigenen Handels und Wandels stärker ins Auge fallen als den Letzteren, denen die Verdrängung derartiger Einsichten zunächst noch näher liegen dürfte als ihre Betonung, so problematisch sich ihre tatsächliche sozioökologische Situation auch darstellen mag. Wenn ein zu konsequenter Gegensteuerung fähiges und bereites politisches System wie das chinesische, das den in Peking und anderen chinesischen Großstädten fast mit Händen zu greifenden Smog als kontraproduktiv erkannt hat, nun die umweltpolitische Reißleine zu ziehen gewillt scheint, so ist dies eher eine Ausnahme, die die Regel bestätigt.

Was die bislang besprochenen Autoren eint, ist die Überzeugung, dass sozioökologische Nachhaltigkeit weder auf den bislang weltweit befahrenen sozioökonomischen und soziopolitischen Straßen erreicht noch durch selbst die progressivsten umweltpolitischen Verkehrsregelungen gesichert werden kann. Erfolge erwarten sie allenfalls von metapolitischen Entwicklungen – dem zu den Implikationen und Konsequenzen unserer »Fort-schritts«-dynamik zählenden demographisch-ökonomischen Paradoxon oder aber einer parapaulinischen bzw. paraaugustinischen, von den fortgeschrittenen Ländern ausgehenden und nach und nach epidemisch auf die ganze Weltgesellschaft ausgehenden *magna conversio* der den Ernst der Lage begreifenden und den Charme der Umkehr goutierenden Suffizienzelite.

Letzteren zu erproben und sich so rechtzeitig auf eine zukunftsfähige Gesellschaft vorzubereiten, hatte sich die Journalistin Greta Taubert aufgemacht. Unter dem nur bedingt passenden Titel *Apokalypse jetzt!* legte sie Anfang 2014 einen Bericht ihres tapferen »Selbstversuchs« (so ein Untertitel) vor. Es liest sich streckenweise durchaus amüsant, wie sie das ABC nicht des, aber eines alternativen Lebens mit all' seinen Wonnen und Wehen, seinen Gleichartigkeiten und Vielgestaltigkeiten durchbuchstabiert. In die Jahre gekommenen Beobachtern und Begleitern der alternativen Szene freilich bietet ihr flott geschriebener Bericht kaum bemerkenswert Neues. Anderes mag für all Jene gelten, die die Selbstversuche der Jugendbewegung der vorletzten Jahrhundertwende, die Hippie-Bewegung der 50er- und 60-er Jahre und die Alternativbewegungen der 70er-Jahre nur vom Hörensagen kennen. Worauf es beim vordergründig metapolitischen, in seiner potentiellen Folgerichtigkeit aber eminent politischen Exodus aus den zwielichtigen Gefilden einer unreflektierten Fortschritts- und Wachstumsszene wirklich ankommt, sind weniger spektakuläre Aussteiger-Romantizismen als vielmehr kontinuierliche Reduktionen unserer strukturell provozierenden *luxuria*, d.h. also unseres »systemisch« angelegten, verschwenderischen Produktions- und Konsumverhaltens. Reduktionen freilich, die nicht nur intellektuell begründet, sondern auch bis in die Niederungen der Alltags-Normalität hinein »seelsorgerisch« begleitet werden müssen, wenn sie nachhaltig Wirkung zeigen sollen. Noch immer nämlich ist der Sinngehalt des Midas-Mythos – trotz der historisch beispiellosen Bildungshöhe und trotz der historisch gleichfalls beispiellosen Selbstgefährdung unserer heutigen Zivilisation – nicht zur selbstverständlichen Erkenntnis- und Verhaltensgrundlage geworden.